

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Mina Benders Irrtum
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

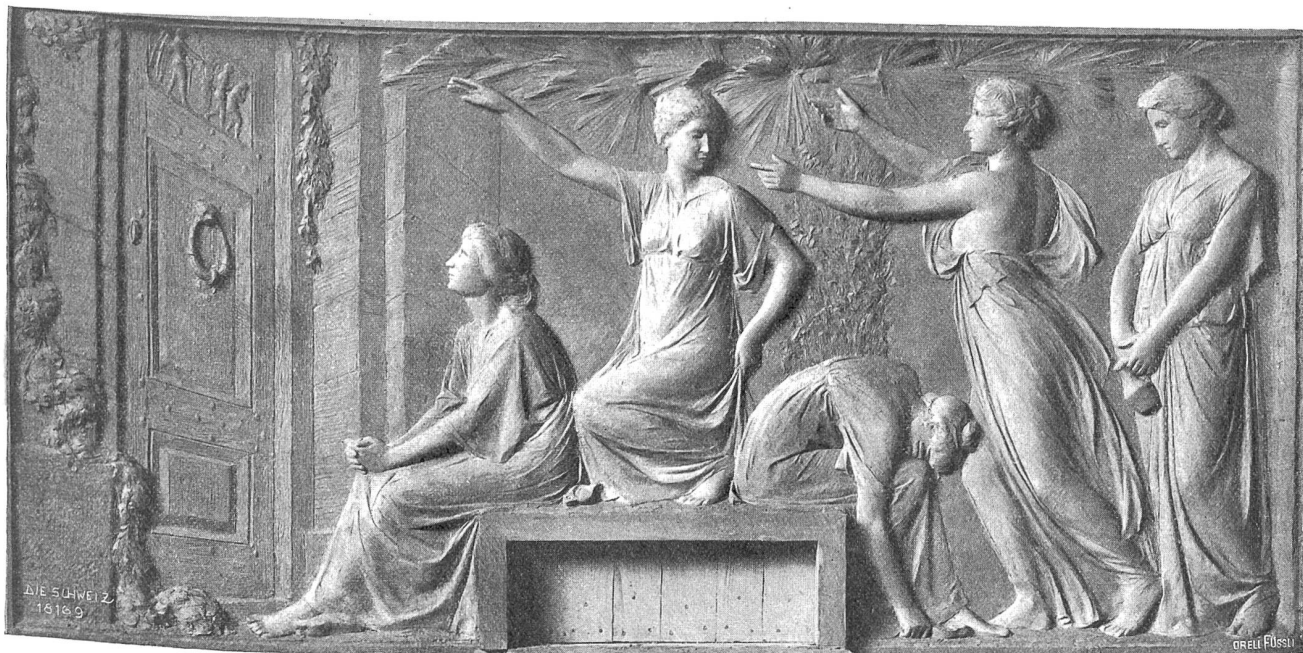
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



August Bösch (1857–1911).

«Die törichten Jungfrauen». Modell zum Relief in der Kreuzkirche in Zürich (1904).

atmete sehnlich die Luft ein, die herb und vorherbstlich war und auf dem Wege durch ihre Nase schwül in ihre Lungen kam. „Ei, da ist das Bällchen wieder, fast den Lippen nahe!“ Sie vergaß, den Mund aufzumachen und es mit den Zähnen festzuhalten. „Immer kommen die guten Gedanken, wenn es zu spät ist,“ dachte sie. Das Bällchen war sogleich wieder wie an einer Bexierschnur hochgeschneilt, das glitzernde Bällchen Leben und Lebensgenuß...

Sie gelangten auf die breite Straße, die nach der Stadt führt. Ein Automobil glitt an ihnen vorbei, und ehe Frau Burger sich recht besonnen hatte, war es schon um die Bergkante verschwunden.

„Der Millionengrundbauer,“ sagte der Architekt. „Er führt seinen Namen mit Recht; durch seinen Handel mit gebackener Erde sind ihm seine Millionen zugeflogen!“

„Wir brauchen sein Material nicht,“ sprach Virginia. „Unser Lieferant ist der Fels!“

„Grundbauer,“ flüsterte Frau Burger zärtlich. „Therese, schau, wie sitzt mein Hut? Ist der Schleier gut geschlungen?“

„Ja, Mama, es ist alles in Ordnung. Du hast ihn dir heute im Geschäft, als du den Hut probierst, schlingen lassen und das Fräulein dabei fast zur Verzweiflung gebracht.“

„Die Gans wollte mich nicht begreifen,“ sagte Frau Burger. „Aber ich habe ihr den Chic beigebracht, den wird sie sobald nicht vergessen!“

Vor ihnen lagen die Tramschienen; in der Luft waren die Drahtnetze ausgespannt, daraus die Wagen Kraft zum Rollen entnahmen, um nach Nord und Süd, nach Ost und West und hinein in das Stadttinnere zu sausen.

Die Burgers fuhren hinab an den See, in dem das Abendrot in sanftem Leuchten flutete. Der Advokat ging mit den Seinen in die Straße mit den hohen Häusermauern.

(Fortsetzung folgt).

Mina Benders Irrtum.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

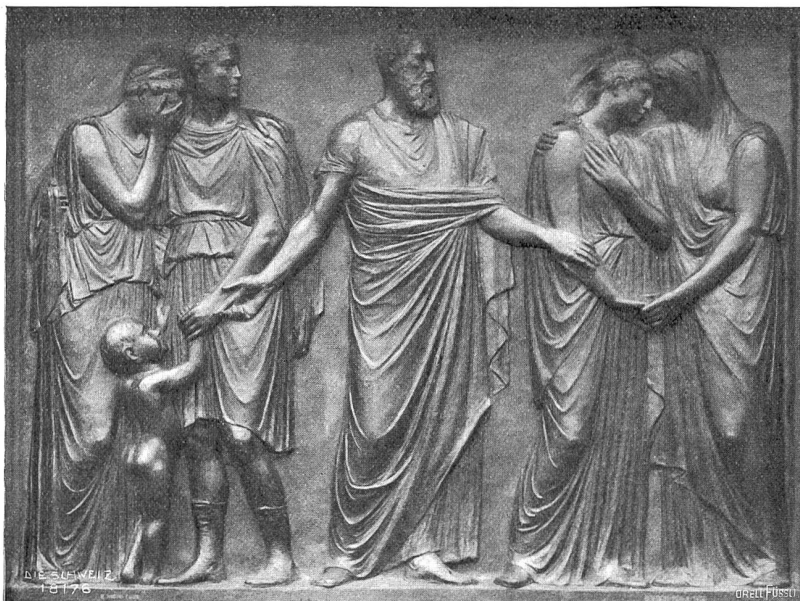
I.

Die Oktobersonne zerteilte das Dunstgewölk des Spätnachmittags und legte sich spielerisch auf das Schild am Fenster eines hochgiebeligen Hauses in der steil ansteigenden Glücksgasse, sodaß die Inschrift auf dem Schild weithin sichtbar wurde: „Mina Bender-Fenner, Damenschneiderin“. Eilig, als habe sie heute noch viel zu tun, huschte die Sonne alsdann in das Zimmer, wirbelte mit den Staubatomen und lauschte rasch in jeden Winkel.

In dem mittelgroßen Raum, dessen schön und kunstvoll getäferte Wände und Decken von vergangenen reichen Patrizierzeiten erzählten, herrschte ein emsiges

Leben. Zwei Mädchen beugten die jungen Schultern über die klappernden Maschinen und schoben den eilfertig zugreifenden Nadeln immer neue Stoffmassen entgegen. Eine andere trennte an den spröden Nähten eines Wintermantels. In der Nähe des Fensters, an dem großen tischenartigen Tische aber stand die Meisterin und schnitt zu.

Mina Bender war eine schwächliche Person, und das dunkle, an einigen Stellen vom vielen Tragen glänzende Kleid ließ ihre Gestalt noch schmaler erscheinen. Die braunen feinen Haare flirrten an den Schläfen in leicht ergrauten Lösschen hervor und schmiege-



August Boeckh (1857–1911).

Bronzerelief für ein Familiengrab in Thalwil (St. Zürich).

ten sich um ein weiches fältchendurchzogenes Gesicht von kinderhaftem Ausdruck, zu dem indessen der merkwürdig herbe Zug um die zusammengepressten Lippen in einem auffälligen und schmerzlichen Gegensatz stand. Die blasse Hand führte die Schere sicher an den vorgezeichneten Kreidestrichen entlang, während die an den Fingerspitzen schwärzlich durchstochene Linke sorglich glättend über das schwere Gewebe strich.

Nach einiger Zeit hielt Mina Bender die Zeugteile prüfend aneinander und reichte sie einem der Mädchen: „Das müssen Sie mit kleinen Stichen aneinander heften. Was von Anfang an ordentlich zusammenkommt, hat einen bessern Sitz. Darauf sollten Sie immer achten. Das viele Auftrennen verdirbt leicht die Sache!“

Während sie ihre Anweisungen gab, klopfte es, und eine sympathische, glücklich ausschauende blonde Frau trat in das Zimmer. Mit freundlichem Nicken begrüßte sie die Mädchen und reichte mit froher Herzlichkeit Mina Bender die Hand: „Da bin ich, Frau Bender; ist die Anprobe bereit?“

„Gewiß, Frau Direktor!“ lautete die Antwort.

Mina Benders Züge waren förmlich hell geworden beim Eintritt der Dame, und mit diesem befreiteren Ausdruck geleitete sie Frau Hochstätter in das anstoßende Zimmer, das mit altem und neuem Hausrat angefüllt war und zur gleichen Zeit als Empfangs-, Wohn- und Schlafraum zu dienen schien. Auf einem breiten, dunkelverhangenen Bett und an mehreren Wandgestellen lagen und hingen fertige und halbfertige Kleider. Frau Direktor Hochstätter warf einen forschenden Blick auf das abgemattete Gesicht der Schneiderin, in dem die rasche Freude schon wieder erloschen war; sie trat an das Fenster, öffnete einen Flügel und winkte die kleine Frau zu sich heran: „Haben Sie schon gesehen, wie herrlich die Berge heute abend sind?“

Ihr heller Blick flog über das Gewirr der sonnenbestimmerten Dächer zu den fernen Höhen, deren majestätische

statische Kette im Lichte gleißte. Golden und purpurn floß der Abend über Eis und Gestein und schien im Innern der Firne ein anderes Leuchten zu entzünden.

Mina Bender traten die Tränen in die tiefen blauen Augen: „Unsereiner kommt vor lauter Schaffen und Denken kaum dazu, auf den Tag und seine Schönheit zu achten! Und dies Leuchten wäre doch immer da für einen; aber man kriecht mit seinen Sorgen meistens am Boden entlang!“

Sie preßte die Lippen zusammen, als verlege sie die Klage in den eigenen Worten, und setzte hastig hinzu: „Ich will das Licht anzünden; man sieht nicht mehr ordentlich!“

In warmer Wallung ergriff Frau Hochstätter Mina Benders Hände: „Können Sie nicht einige Tage zu uns hinauskommen an den See, Frau Bender? Sie sehen blaß aus; es würde Ihnen gut tun. Im Früh-

ling hat die halbe Woche auch Wunder gewirkt. Die letzten Rosen blühen im Garten. Es ist eine unglaublich selbige Fülle. Kommen Sie doch!“

Mina Bender schaute dankbar empor: „Sie sind über die Maßen gütig zu mir, Frau Direktor!“ Wie auflassendes Freuen huschte es durch das kleine Gesicht. Dann aber schüttelte sie abwehrend den Kopf: „Nein, es geht nicht, ich muß arbeiten; ich habe keine Zeit zu Ferien!“ Sie schien noch mehr sagen zu wollen, runzelte in angestrengtem Ueberlegen die Stirne und schüttelte von neuem den Kopf. Hastig ging sie zu dem runden Tisch, zündete eine Lampe an, hielt das Streichholz auch an die Kerzen des Spiegelschranks und nahm von dem Bett eine Taille. „Was meinen Sie zu dieser Garnitur?“ fragte sie ablenkend.

„Sehr hübsch!“ lautete die erfreute Antwort. „Es ist merkwürdig, Frau Bender, wie gut Sie meinen Geschmack treffen! Man hört das Gleiche aber von allen Ihren Kundinnen. Ich habe noch niemand vernommen, der mit Ihnen unzufrieden war.“

Mina Bender wurde ganz rot bei dem Lobe, und ihr welkes Gesichtchen sah in diesem Augenblick ordentlich jung aus: „Man macht gerne seine Arbeit zu Dank und gibt sich Mühe dabei,“ sagte sie einfach. Leicht und geschickt, mit einer leisen weichen Anmut half sie alsdann Frau Hochstätter beim Anlegen des neuen Kleides.

Frau Hochstätter stand vor dem großen Spiegelschrank, der ihre hohe Gestalt schön und blühend zurückwarf. Befriedigt strich sie über das weichfallende Gewebe und sagte in warmer Anerkennung: „Sie studieren das Material; darum wirkt es wie ein Kunstwerk!“ Von neuem prüfte sie ihren Anblick im Glase und sagte glücklich: „Wie hübsch das ist! Der Stoff hat bei Licht eine feine Ähnlichkeit mit dem Kleide, das Sie mir vor fünf Jahren während meiner Brautzeit nähten. Entfinnen Sie sich noch?“

Mina Bender nickte: „Damals fing es ja an mit

Bender," sagte sie leise. Eine Blutwelle ergoß sich über ihr Gesicht: „Das hat sich mir sehr deutlich eingepägt, und ich habe in diesen Tagen viel daran denken müssen!“ Sie seufzte und verstummte.

Mitleidig ruhte Frau Hochstätters Blick auf der schwächlichen Gestalt. „Was haben Sie für Nachrichten aus Berlin?“ fragte sie teilnehmend.

Mina Bender bückte sich hastig nach einer Stednadel am Boden und strich sich die krausen grauen Locken aus den Schläfen. Beim Aufrichten sagte sie unsicher, in der Art, wie man eine Mitteilung macht, an die man selber nicht recht glaubt und die doch dem andern gegenüber verteidigt werden sollte: „Mein Mann hat einen neuen Teilhaber gefunden zur Ausbeutung der letzten Erfindung. Ich glaube, ich sagte Ihnen neulich, daß es sich um eine Fleckenseife handelt. Er meint, dies sei ein gangbarer Artikel, und wenn er nur ein wenig Glück hätte, so müsse es diesmal unbedingt gelingen. Der Teilhaber, ein Herr Bornefeld aus Köln, hat ebenfalls einige Semester Chemie studiert. So brauen sie denn ihre Rezepte zusammen. Leider ist er aber auch fast mittellos...“

„Dann handelt es sich wohl wieder um eine neue Geldsendung?“ fragte Frau Hochstätter gedehnt.

Mina Bender nickte. „Die Herren wollen die Erfindung rationell ausbeuten," sagte sie eintönig und bückte sich rasch von neuem nach den umherliegenden Stednadeln. Die blauen Augen hatten etwas Geheßtes bekommen, und Angst und Verlegenheit bebten in ihren Zügen.

Als sie die Nadeln nun langsam mit zitternden Fingern in ein Rissen steckte, fragte Frau Hochstätter zögernd: „Diesmal werden Sie aber so töricht nicht sein, Frau Bender?“ Sie suchte nach einem passenden Ausdruck für ihre bewegten zornvollen Gedanken und sagte dann: „Diese erneute Quälerei Ihres Mannes ist schmachvoll; es ist Ihrer unwürdig, Frau Bender, nachzugeben! Niemand sollte sich so verbiegen und aussaugen lassen! Sie begehen ein Unrecht an sich; es hat der Mensch auch Pflichten gegen sich selber!“

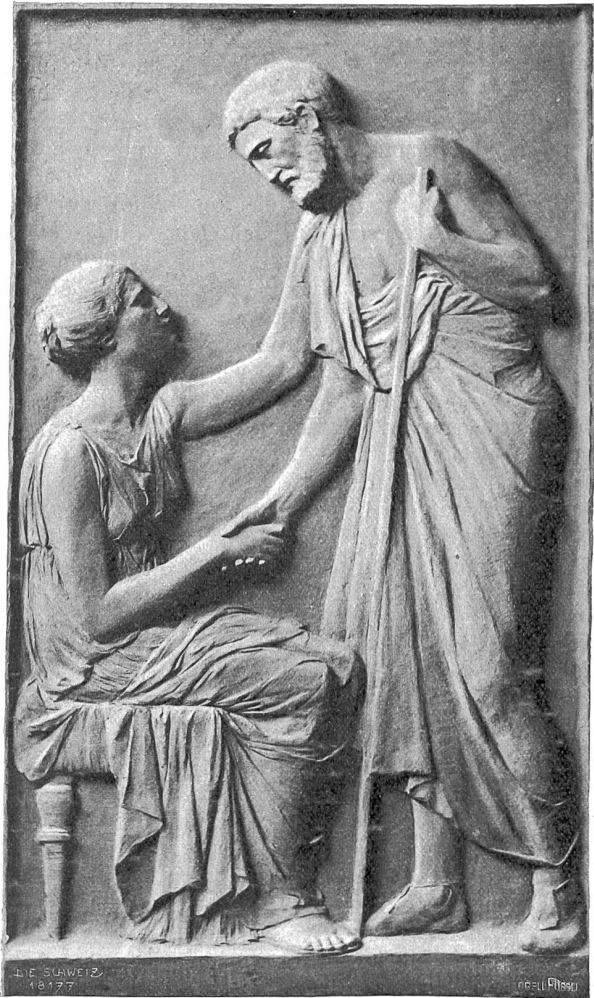
Mina erbebte; flüchtig legte sie die eiskalten Hände an die glühende Stirn: „Er schreibt noch flehender als sonst in diesem Briefe," murmelte sie, als läge in diesen Worten eine Entschuldigung. kaum hörbar, als schäme sie sich, einen oft angeführten Satz zu wiederholen, dessen Haltlosigkeit sie vielleicht schon allzu häufig bitter und wehvoll erkennen mußte, fügte sie hinzu: „Er schreibt, daß es ganz bestimmt das letzte Mal sein soll, daß er mich um meinen Verdienst angeht. Ich stände ja in meinem Berufe auf sicherem Boden, schreibt er, ich möchte ihn um Gottes willen nur — noch — dies eine Mal nicht im Stiche lassen!“ Die Stimme war am Ende ganz tonlos geworden und konnte nur mit Mühe den Satz vollenden.

Frau Hochstätter zuckte die Achseln; in ihren klaren Augen schimmerte ein unendliches Erbarmen, und wie sie auf Mina Bender sah, mußte sie denken, daß ein Baum, der sich immer in der gleichen Wind- und Sturmrichtung biegt, am Ende nicht anders kann als seine Kräfte einseitig ausbilden und seine natürliche Form verändern. Sie dachte angestrengt, wie sie hier noch helfen könnte, und sagte nach kurzem Besinnen

fest: „Mit den neuen Opfern ziehen Sie die alten nicht aus dem Abgrund. Damit erlösen Sie sich niemals. Dies sollten Sie endlich einsehen. Sie leben in einem qualvollen Irrtum, Frau Bender. Befreien Sie sich davon, ehe Sie daran zugrunde gehen!“

Mina suchte mit Gewalt ihre Fassung wiederzugewinnen. Als Frau Hochstätter geendigt hatte, schaute sie mit einem seltsamen und fast überlegenen Ausdruck auf ihre Kundin: „Wer nur geordnete Verhältnisse kennt, Frau Direktor, der weiß wohl solche Notlagen nicht völlig zu ermessen, der kann leicht von Irrtum sprechen. Wenn ich nicht mehr an meinen Mann glaubte, hätte er nichts auf der Welt, woran er sich aufrichten könnte. Ein Mensch muß zu uns halten, sonst weicht am Ende auch das Vertrauen der übrigen ganz zurück. Ich habe selber lange einsame Jahre im Kampfe gestanden. Damals, als ich noch nicht selbstständig und der Bruder noch ein Kind war, als die Eltern starben. Ich weiß, was Not ist und unsichere Hoffnung auf unsicheres Brot. Ich weiß aber auch, was mir in jener Zeit, als alles um mich schwankte, des Bruders Liebe und Vertrauen bedeuteten. Das Kind machte mich stark. So habe ich vieles überwinden können...“

Frau Bender schwieg und fuhr nach kurzem Besinnen aufatmend fort: „Wenn ich Benders Mutter



Hugolf Boehl (1857–1911).

Grabrelief in Schaffhausen.



August Bœckh (1857–1911).

Nixenlied (Bronze).

wäre, könnte ich ihn auch nicht sinken lassen. Dies wäre unmöglich. Denken Sie nur an Ihre eigenen Kinder, Frau Hochstätter! Als Mutter vermag man doch das Allerbeste und lächelt noch dazu. Das fühle ich, obwohl ich keine Kinder habe. Nun, Benders Mutter ist tot, so muß ich ihm denn Frau und Mutter sein; das ist in manchen Ehen so und umschließt für keinen einen Vorwurf!"

Minas Worte kamen einfach und selbstverständlich hervor wie das Ergebnis einer jahrelangen innigen Erfahrung. Gedankenvoll schaute sie hinaus in die beginnende Dämmerung. Das Leuchten an den Dächern und Hauswänden war verglommen, und die fernen Berge versanken im fahlen, alles umhüllenden Grau.

Einen Augenblick preßte Mina die Stirne an die Scheiben. Sich umwendend sagte sie in flüchtigem Weiteraufdecken und Erklären ihrer Gedanken und Handlungsweise: „Sie wissen ja, Frau Direktor, daß Bender auch sonst niemand hat auf der Welt. Alle haben sich von ihm losgesagt, vor unserer Hochzeit schon. Ich war ihnen nicht vornehm genug; denken Sie auch, eines Schuhmachers Tochter aus der Glücksgasse und die Rittergutsbesitzer aus dem deutschen Norden! Und sie hatten ihm ja auch sonst manches vorzuwerfen, was den aristokratischen Verwandten nicht paßte. Da schlug denn diese

Heirat dem Faß den Boden aus. Seine Brüder sind doch Offiziere!"

Bei den letzten Worten wehte ein leiser Stolz in Minas Stimme; ihre einfache Seele empfand eine gewisse Bewunderung für die vornehme Familie ihres Mannes und schaute zu ihr empor wie zu fernen unerreichbaren Sternen und ließ sich durch den Glanz, von dem ihr eigenes Schicksal nichts hatte und in seiner schmucklosen Alltäglichkeit nie etwas besah, imponieren. In scheuer Bewegung nahm sie ein Bild von der Wand, das einen jungen wohlgewachsenen Mann in selbstbewußter Haltung darstellte. Auf seinen Lippen und in seinen Augen lag ein sorgloses Lachen, das jeden Vorwurf in den Wind zu schlagen und jeden Vorwurf für sich wahrzunehmen schien. Minas Blick umdüsterte sich, wie sie das Bild betrachtete: „Er schreibt, ich würde ihn nicht wiedererkennen. Es

sei ein Jammer, wie es um ihn stehe, und das Lachen habe er gründlich verlernt. Ohne mich müsse er äußerlich und innerlich verkommen.“ Sie versank in ihr Denken, und dann brach es wie ein banger Schrei von ihren Lippen: „Ich habe doch vor Gott mein Wort gegeben, ihm beizustehen bis ans Ende! Ich muß zu ihm halten!“ Sie blickte auf den Reif an ihrem Finger und fügte leise hinzu: „Mit diesem Ringe bürgere ich doch dafür!“



August Bœckh (1857–1911). Geburt der Aphrodite. Freie Ergänzung des lubovitschen Reliefs in Bronze (Schaffhauser Privatbesitz).

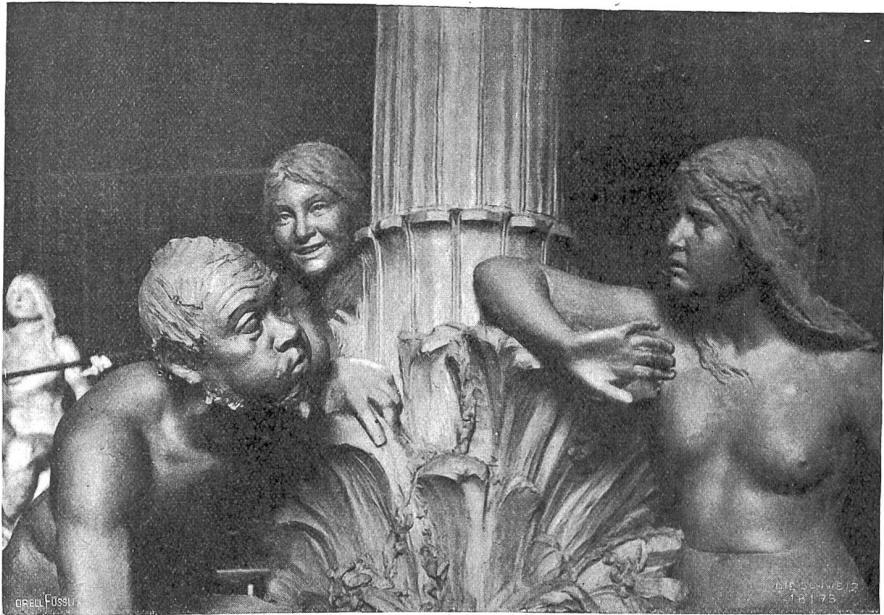
Frau Hochstätters Hände ballten sich ein wenig: „Denken Sie doch einmal nach über diesen Menschen, der Sie so an sich zieht und förmlich auspreßt! Machen Sie sich sein erbärmliches Verhalten doch einmal klar!“

Als Mina nichts entgegnete, fragte Frau Hochstätter schroff: „Wieviel soll es denn diesmal sein?“

„Dreihundert Franken!“ sagte Mina Bender.

Frau Hochstätter nahm die blaffen Finger der Schneiderin zwischen ihre warmen kraftvollen. Ein bittender und dringlicher Ausdruck trat in ihre Züge: „Im letzten Frühling in der tiefen Drangsal glaubten Sie den Mut zur Scheidung zu finden. Inzwischen ist Ihr Los nicht leichter geworden. Im Gegenteil, die Bürde wurde Ihnen immer drückender aufgepackt. Und so zieht es sich mit einem geringen Auf und Ab durch die ganzen vier Jahre. Eine rechte Ehe ist dies schon lange nicht mehr und ist es nie gewesen. In einer rechten Ehe trägt man die Sorgen gemeinsam und ist auch glücklich gemeinsam. Darauf hat jeder Teil sein heiliges Anrecht. Sie aber haben Ihrem Mann immer nur als Lastträgerin gedient, als gar nichts weiter. Nie haben Sie aufatmen können. Daran hat auch Ihre unfähliche und grenzenlose Güte nichts geändert. Nehmen Sie das Restchen Kraft und reißen Sie sich los von dem Mann!“

Mina Bender senkte die Stirne; wie ein grübelndes Kind stand sie da. Und Scheu, als vermöchten sich ihre armen farblosen Hoffnungen an den laut werdenden Gedanken emporzuranken und zu befestigen, sagte sie: „Es kann nicht alles umsonst gewesen sein, Frau Hochstätter. Dies ist unmöglich. So fürchtbar kann sich der Mensch nicht irren. Einmal, auf irgend eine Weise, muß es besser kommen, so, wie Sie sagen, daß es bei andern Eheleuten ist. Ich möchte auch meinen hellern Tag mit Benders sehen. Das ist mein Ziel. Aus der Zuversicht schöpfe ich meine Hoffnung und hole mir die Kraft für meine Arbeit. Nach der Plage ein bißchen, ach, nur ein klein bißchen Freude und Gemeinsamkeit! Er hängt doch an mir,



Hugolf Boeckh (1857–1911).

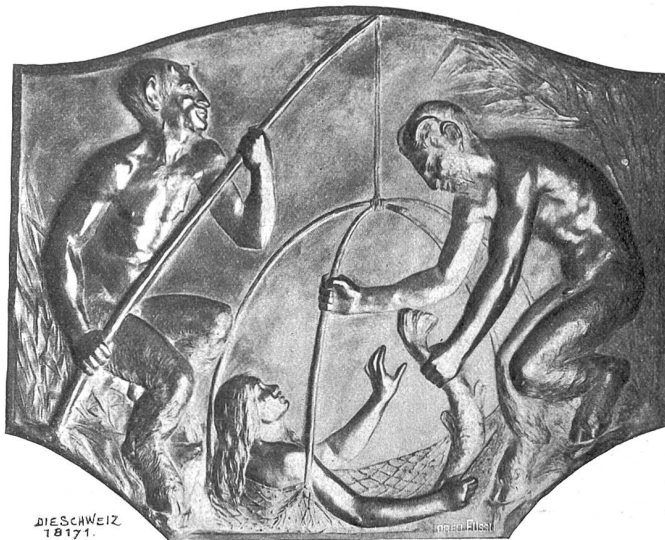
Bronzegruppe für den Fuß des Leuchtturms in Arbon.

trotz der unverständlichen jahrelangen Trennung. Sonst müßte er sich ja schämen, mehr schämen, als ein Mensch ausdenken kann. Sonst könnte er ja all das nicht von einem Weibe annehmen... Sonst...“

Die letzten Worte verflangen dumpf und zagend; die dunkeln uneingestandenen Zweifel duckten sich bange darin, sie starteten auch düster, unsicher aus Minas Augen.

Frau Hochstätter machte sich zum Gehen bereit: „Hüten Sie sich vor falschen Voraussetzungen und falschem Mitleid! Wer nicht die Hilfe fühlt, die in der strengen und gerechten Versagung liegt, macht sich mißshuldig an den Schwächen der andern; er wird am Ende von ihrem ungesunden Wesen ergriffen und verbraucht und zermürbt sich selber daran. Ich habe nicht die Mittel, Ihnen zu helfen, Frau Bender; aber wenn ich sie hätte, so würde ich sie in diesem Falle nicht anwenden.“

Mina neigte den Kopf noch tiefer; ihre Lippen bewegten sich, doch konnte man nicht verstehen, was sie sagte. Sie half Frau Hochstätter in den Mantel und nahm im Vorzimmer ein kleines Delämpchen von der Wand. Schweigend ging sie voran über den winzigen Flur und leuchtete vorsichtig die schmale ausgetretene Backsteintreppe hinunter. An der Haustüre sagte sie mühsam: „Nächste Woche können Sie das fertige Kleid



Hugolf Boeckh (1857–1911). Der Fischzug (Bronzerelief in Schaffhauser Privatbesitz).

anprobieren, und — seien Sie mir nicht böse, Frau Direktor!“

Sie hob das Lämpchen in die Höhe; sein flackernder Schein überhufchte das kleine blasse Gesicht mit dem ergreifenden Ausdruck um Augen und Mund.

„Wie sollte ich Ihnen böse sein?“ entgegnete Frau Hochstätter erschütterter. „Ich habe Sie warnen wollen,

weil ich Sie lieb habe. Aber von uns Menschen will jeder seine eigenen Wege gehen; Gott gebe Ihnen Kraft auf den Ihrigen!“

Dann trat sie hinaus in die schon nächtliche einsame Glücksgasse, und der Wind raschelte im dürren Laub und segte welke Blätter in den Flur...

(Fortsetzung folgt).

August Boesch.

Mit Bildnis des Künstlers und dreizehn Reproduktionen im Text.

Der Ende August letzten Jahres wiederholten Schlaganfällen erlegene Bildhauer August Boesch war ein Toggenburger Kind. Im Jahre 1857 zu Ebnat geboren, verlebte er als eines der jüngsten einer großen Geschwister-schar Jahre heiterer Jugend, an deren mannigfache, oft auch ausgelassene Knabenabenteuer er sich noch in der letzten Zeit seines Lebens lebhaft und mit ungeschmälerter Freude erinnerte. Der Vater starb ihm früh, und die ganze große Erzieherarbeit lag nun der Mutter ob. Sie muß eine feine und geschickte Frau, so vom Schlage der Regel Anrain, gewesen sein, die genau wußte, wann sie Gustlis Jungbubensstreiche auf die eingegangenen Klagen hin bestrafen oder mit einem Lachen der Entschuldigung zu belohnen hatte. Er hat ihr allzeit das liebevollste Andenken bewahrt. Im dritten Schuljahr beschlich ihn, als Folge des Scharlachfiebers, die Taubheit. Wie er das Unheil nahen fühlte, erst im Umgang mit den Kameraden in der Klasse, dann mit dem Lehrer und mit der Familie, vermochte er in den letzten Lebensjahren noch mit einer Anschaulichkeit zu erzählen, als wär's ein Erlebnis von gestern. Dies langsame unaufhaltbare Versinken in die lautlose Stille — was für ein grausames Schicksal für den intelligenten Jungen! Glücklicherweise hatte er noch in die Anfangsgründe des Unterrichts eingeführt werden können. Ein zweijähriger Aufenthalt in der Taubstummenanstalt in St. Gallen förderte ihn dann doch so, daß er das Wort dem Sprechenden ablesen konnte, mehr eigentlich aus dem gesamten Gesichtsausdruck selbst als von den Lippen. Er führte später eine regelmäßige, schöne Handschrift, wurde ein trefflicher Briefschreiber und lernte nachmals in der Fremde die französische und

italienische Sprache verblüffend rasch und sicher, gewiß Beweis genug für eine nicht gewöhnliche Intelligenz. Sie zeigte sich auch in der Auswahl seiner Lektüre. Er wählte nur das Beste, las es zwei-, dreimal und gab das Buch weiter. Zu seinen bevorzugten Autoren gehörte Carl Spitteler, dessen „Olympischer Frühling“ ihn auf seinen zahlreichen Fahrten von und nach Rom unfehlbar begleitete, sodas er gewisse Gesänge zehn- und zwanzigmal las. Von 1873 bis 1875 machte Boesch in Niesbach die Lehre als Steinhauer durch. Dabei wurde dem geschickten und strebsamen Lehrling in der Kantonschule und dem Polytechnikum Gelegenheit zum Zeichnen und Modellieren gegeben. Während der Wintersemester der Jahre 1875 und 1876 besuchte er die Kunstgewerbeschule in München. Der Trieb zur Kunst war in ihm unbezwingbar; aber auch die Erkenntnis war ihm gekommen, daß das Handwerk, d. h. in unserm Falle die Beherrschung des Technischen, aller Kunst vorausgehen muß. Es verlangte ihn nach gründlicheren Studien, und die betrieb er bis 1879 in der Klasse des Prof. Wittmann an der Akademie München. Man steckte damals auf Deutschlands Kunstschulen mitten im Klassizismus und mißhandelte die Antike, bis sie den Schülern zum Abscheu wurde. Auch Boesch gewann erst lange nachher wieder ein Verhältnis zu ihr, in den Jahren seines Romaufenthaltes.

Tüchtige Köpfe aus der Schweiz fanden sich damals in der Kunststadt an der Isar zusammen. Man begegnete sich nach der Tagesarbeit im „Affentasten“ des Augustinertellers über der „Lumpensuppe“, einer Spartanerbrühe mit Lungeneinlage: Stauffer, Boß, Berlepsch, Stäbli und andere waren tägliche Gäste. Unter allen machte des letztern Persön-



August Boesch (1857–1911). Kottäppchen. Decorative Sandsteinskulptur im Hirschengrabenschulhaus Zürich (1894).



August Boesch (1857–1911). Max und Moriz. Decorative Sandsteinskulptur im Hirschengrabenschulhaus Zürich (1894).